

Gregor Bähr

Scholders letzter Auftrag



Erzählung

Scholders letzter Auftrag

Die in dieser Erzählung geschilderten Personen und Begebenheiten sind frei erfunden. Alle Ähnlichkeiten mit lebenden Personen wären rein zufällig.

I.

Das ganze Tal troff vor Nässe. Schon seit Tagen wusch der Regen die Wolken und den Schnee vom Sulzgrabenkopf ins Tal. Nun war er in feinen Niesel übergegangen, der sich mit dem dichten Nebel der Wolken vermischte. In dieser grauen Suppe verlor sich nach wenigen Metern die schmale, beständig ansteigende Schotterpiste, die dem Bach und seinen langgezogenen Wendungen folgte. Nur die nächsten drei oder vier verknoteten Weidenstämme am Ufer hoben sich schemenhaft vor dem tristen Hintergrund ab.

Scholder kannte sich in der Gegend nicht aus. Aber er hatte sich ganz genau an die Skizze mit der Wegbeschreibung seines Kameraden gehalten, als der ihm im Lazarett den Brief anvertraute und kurz darauf den Löffel abgab. – Ja, das war er ihm schuldig, den Brief seiner Familie zu bringen. Denn wäre der Kumpel nicht gewesen, hätte er, Scholder, ins afghanische Gras gebissen. So wurde er nur am linken Bein verletzt. Nun war es steif, ein daumengroßer Metallsplitter hatte sich ins Kniegelenk gebohrt. Damit konnten sie ihn nicht mehr gebrauchen. Für ihn war der Krieg, der so lange kein Krieg sein durfte, vorbei. Ein vergleichsweise akzeptabler Preis, wenn er dabei an seinen besten Kumpel und die vergangenen Erlebnisse dachte – Monate der allgegenwärtigen, latenten Bedrohung und der ganz konkreten Angriffe des Feindes.

Fünfmal geriet er in Feueregefechte, fünfmal Todesangst und fünfmal ging es darum: du oder ich. Viermal die anderen, das fünfte Mal waren sie selber dran. Die-

ses halbe Jahr dort am anderen Ende der Welt hat ihn verschlossener werden lassen. Erst recht, als es seinen besten Kumpel Rolf erwischt hatte. Noch heute spürt er den Stich im Zwerchfell, den Krampf im Magen, wenn er daran denkt. Aus war's mit dem 'letzten Abenteuer', mit dem bescheuerten Traum, heldenhaft seinen Mann zu stehen und, von allen bewundert, zu Hause davon erzählen zu können. – Nichts würde er erzählen, im Gegenteil, er wollte so schnell wie möglich das alles vergessen – und dann das mit seinem Bein einem Betriebsunfall zuschreiben, an den er sich nicht mehr erinnerte und deshalb dazu nichts mehr sagen konnte.

Er hatte mit dem Militär abgeschlossen, fertig! Bloß kein olivgrün mehr aus der Nähe sehen. Den gefleckten Feldanzug trug er nur, weil die Privatklamotten noch in der Kaserne im Spind hingen und er aus dem Bw-Krankenhaus direkt nach der letzten Reha-Anwendung hierher wollte.

Mittlerweile troff auch er vor Nässe. Die Mütze hatte sich vollgesogen und klebte wie ein nasser Lappen auf seinem stoppelbehaarten Schädel. Kein Faden der gefleckten Uniform war noch trocken. Seit er bei diesem alles durchdringenden, feinen Regen aus dem Überlandbus unten in Brand ausgestiegen war, wanderte er Kilometer um Kilometer – wenn man das Wandern nennen konnte, so am Krückstock und mit einem steifen Bein. Es strengte verdammt an. Aber er hatte seinem Kumpel versprochen, den Brief persönlich bei 'seinen Leuten' abzuliefern.

In dieser nebeligen Ödnis, wo selbst das Grün der Wiesen zu Grau mutierte und räumliche Formen zu

elenden Schattenrissen degradiert waren, fand er die einzige Abwechslung im Weidenbäume zählen: Er hatte sich vorgenommen, erst an jedem zehnten Baum Halt zu machen und zu verschnauften. Weil es fortwährend bergan ging, wurde aus der Abwechslung bald eine Herausforderung und dann ein Zurückstecken. Seit er nicht mehr sein gewohntes Lauftraining absolvieren konnte, hatte seine Kondition erheblich nachgelassen, trotz Reha und Krafttraining.

Nun schaffte er nur noch vier Weiden: diejenige, die er gerade noch im Dunst mit ihren abstehenden Rutenzweigen erkennen konnte. Es reichte nicht mehr, dass er sich beim Rasten nur auf seinen Stock stützte, gerne hätte er sich an einem Baum ins nasse Gras gesetzt. Aber dann wäre er nicht mehr hoch gekommen. Deshalb lehnte er sich im Stehen an den Stamm und entlastete das steife Bein. Dazu brauchte er nicht einmal den schlaffen Rucksack abzunehmen. Er spürte aber, wie sich das nasse Unterhemd auf die Haut drückte und noch mehr Nässe vom Hemd aufsog, das wiederum von der Uniformjacke bewässert wurde. Das war ihm aber inzwischen egal.

Vor seiner Verletzung war er absolut fit gewesen, mit straffem Sixpack und stählernem Bizeps. Das brauchte man bei der Infanterie. Mit einzweiundachtzig hatte er quasi Gardemaß und wäre sicher bald zum Unteroffizierslehrgang geschickt worden. Aber so...

Er atmete schwer, die Schmerzen im steifen Knie wurden immer schlimmer. Es konnte nicht mehr weit sein. „Neun Kilometer“ hatte ihm sein Kumpel gesagt, jedenfalls hatte er das verstanden. Es war schon

verdammst leise gemurmelt. Dann sagte er nichts mehr. „Geh‘ mal neun Kilometer am Stock, mit einem kaputten, nur halbwegs verheilten Bein“, dachte Scholder, „bei so einem Scheißwetter.“

Es war nicht nur, dass er unbedingt den Brief bei den Wenharters abgeben wollte. Ihn hielt auch auf den Beinen, dass jetzt Schluss mit Bundeswehr war. Zwar war er noch krankgeschrieben, hatte aber vom Oberstabsarzt im Ulmer Bundeswehrkrankenhaus die Erlaubnis für den 'Ausflug' ins Oberallgäu bekommen und zugleich die Überweisung an seinen Hausarzt. Allerdings wusste der Krankenhausarzt nichts von dem Neun-Kilometer-Marsch. Das hatte ihm Scholder verschwiegen, weil er ihn dann vermutlich nicht hätte gehen lassen.

Sobald die Krankschreibung abgelaufen war, würde er seinen restlichen Urlaub nehmen. In die Kaserne käme er nur noch zum Auskleiden und zum Empfang der Entlassungspapiere. Die Aufziehschlaufen mit den drei Schrägbalken hatte er vorsorglich schon im Bus von den Schulterklappen gestreift.

Die letzte halbe Stunde hatte er keine Bäume mehr gezählt. Er konnte sich auch nicht mehr die paar Schritte bis zum nächsten weiterschleppen. Er konnte überhaupt nichts mehr. Die Schmerzen im Knie sogen sein ganzes Denkvermögen auf, es gab nur noch sie – keinen Regen, keine Nässe, kein Tal, keine Weiden mehr, nur noch diese verdammten, bohrenden Schmerzen und dazu völlige Erschöpfung...

Wie durch Watte, gedämpft vom regensatten Nebel, hörte er es dann irgendwann: bim, bimbim, bim. Manchmal auch ein bäm oder bämmelbäm-bäm. Irgendwo, dort drüben, in den grauen Matten, die eigentlich grün sein sollten: Bimbim, bämmel, bim. Da rauschte plötzlich neue Kraft durch den Körper. Erschöpfung und Schmerzen lösten sich im Nebel auf, die Konturen der Knorpelstämme und Rutenzweige zeichneten sich schärfer ab. „Wo Kühe sind, da müssen auch Menschen sein.“ Und sein Kumpel hatte immer von seinen Braunen gesprochen, die tagsüber draußen auf der Weide wären und abends in den Stall getrieben würden. Also konnte es nicht mehr weit sein.

Das steife Bein nachziehend und den Stock immer weit vor sich setzend, schritt er wieder zügiger aus. Das Geläute der Kuhglocken wurde deutlicher, es kam von rechts vorne. Bald sollte der Weg abzweigen, hinüber zum Hof, so hatte es ihm sein Kumpel beschrieben. Ja nicht in diesem scheiß Nebel den Weg verpassen! Und tatsächlich: Hier ging es rüber, sogar ein etwas wind-schiefer Wegweiser zeigte den „Wenharter-Hof“ an.

Scholder blieb stehen. Jetzt kam die härteste Aufgabe: Der Gerti und ihren Schwiegereltern gegenüberzutreten und ihnen den Brief zu übergeben. Natürlich wussten sie seit Wochen, dass ihr Rolf, der Wenharter Rolf, nicht mehr nach Hause käme, dass es ihn dort unten am anderen Ende der Welt erwischt hatte, am Hindukusch, wo er unsere Freiheit verteidigen sollte, wie es mal ein Politiker im fernen Berlin formuliert hatte. Ja, aber die Taliban wehrten sich, griffen uns an – mit einer Panzerfaust in den zu schlecht gepanzerten Spähwagen.

Wort für Wort hatte er sich alles zurecht gelegt: „Guten Tag, ich bin der Oliver Scholder, Kollege vom Rolf. Ich hab‘ einen Brief noch für Sie. Und ich hab‘ dem Rolf versprochen, ihn persönlich abzuliefern.“ Und dann würde er den Brief aus seiner Brusttasche ziehen und ihn der Frau geben: „Bitteschön.“

Aber er konnte gar nichts sagen als er so vor ihr stand, wie sie ihn ernst und ruhig ansah, gerade heraus, ohne Trauer im Blick, als wollte sie sagen: „Hier trauert man anders, hier trauert man, während man arbeitet. Und die viele harte Arbeit macht einen selber hart, sonst besteht man den ganz normalen Alltag hier am Hof nicht. – Also, was gibt’s?“

Es war nur ein kurzer Blick, und er verstand, was sie meinte. Deshalb griff er wortlos in die Brusttasche nach dem Brief. Noch während er ihn herauszog, spürte er, wie er sich zwischen seinen Fingern begann aufzulösen – „Wie nasses Klopapier“, dachte er, als er ihr den Regen durchtränkten Umschlag gab. Die Frau nahm das doppelt gefaltete, aufgequollene Briefkuvert und machte ihm zugleich ein Zeichen, ihr ins Haus zu folgen. So weit kam er aber nicht. Im selben Moment hatten ihn die letzten mobilisierten Kräfte verlassen. Er brach zusammen und landete im weichen Schlamm nicht weit vom Misthaufen. Das bemerkte er nicht mehr. Hauptsache, er hatte seinen letzten Auftrag erfolgreich ausgeführt.

Er kam erst wieder zu sich, als sie ihm von hinten unter die Arme gegriffen und wie einen nassen Sack zur Bank neben der Haustür geschleift hatte – wie damals der Sani, als er den Hauptgefreiten Scholder aus

dem Spähwagen geborgen und zur nächsten Deckung gezerzt hatte. Und die Schmerzen im Knie waren jetzt kaum geringer als damals. „Setz' di auffi“, meinte sie und verschwand im Stall. Während er sich angestrengt an der Holzbank hochzog und auf sie fallen ließ, kam sie mit einem Wasserschlauch wieder und spülte ihm den nach Gülle stinkenden Schlamm von der Uniform.

kaufen

zurück